

**Zeitschrift:** Rote Revue : sozialistische Monatsschrift  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 28 (1949)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Die offene Türe  
**Autor:** Moor, Emmy  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-336187>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## *Die offene Türe*

«Ce n'est rien qu'une toile, on pense voir des corps . . .», sagt La Fontaine in seinen Versen zum «Lob der Malerei». Aber es sind nicht die Berühmtheiten, nicht die Sterne im Baedeker, die uns glücklich machen, sondern unsere eigenen Entdeckungen. Das, was uns eines Tages, in einer besonderen Stunde, selber aufgegangen ist, *das Bild, die Landschaft, der Vers* allein sind unser wirklicher Besitz am Schönen.

Die Kluft zwischen Volk und Kunst ist in unserem Lande größer als bei den künstlerisch begabten Völkern, die schon in ihrer reichen Volkskunst soviel blühenden künstlerischen Sinn offenbaren, daß dort auf natürliche Weise keine solche Kluft zwischen Volk und Kunst entstehen konnte. Volk und Künstler verbindet heutzutage allgemein auch nicht mehr die geistige Einheit, wie sie noch im Mittelalter vorhanden war, als ein alle und alles umfassendes religiöses Weltbild die äußerlich zerrissene Welt in dem einen und einzigen Glauben zusammengehalten hat. Was der Künstler damals malte oder in Stein an die himmelanstrebenden Kathedralen schuf, das Schönste noch anonym, dem Werke allein die Ehre gebend, das verstand, das fühlte, das dachte und sah auch das Volk. Doch seit jene geistige Einheit an den Gegensätzen der tatsächlichen Welt zerbrochen ist, zerbrochen ist an den Machtkämpfen zwischen Kirche und Kaisertum und an den Unterschieden zwischen dem reichen wohlgenährten «Jedermann» und dem armen elenden Volke, seither ist eine solche geistige Einheit noch nicht wieder erstanden. Unsere zerrissene Gegenwart wird wohl noch Jahrzehnte brauchen, um die Welt zu erschaffen, die auf sozialistischer Gemeinschaft gründet. Und wie viele Jahrzehnte mögen erst noch vergehen, bis der sozialistische Mensch herangereift ist, der Mensch, der alle seine menschlichen Bindungen nach den Maßstäben einer höheren *wahren* Menschlichkeit formt?

Dann wird – hoffentlich! – auch das Mißverständnis überwunden sein, als ob wir eine «proletarische Kunst» fordern müßten. Kunst, in allen ihren Spielarten, ist ein Ausdrucksmittel jeder Kultur, nur eben ihr vollkommenes und unvergleichlichstes. Es muß darin bloß die Saite anklingen, die nach menschlichem Fühlen tönt, die verrät, daß der Künstler mit seinem Werk nicht spurlos an seiner Zeit vorübergegangen ist. So hat wohl nie ein Bild die Monarchie tödlicher lächerlich gemacht, als Goyas in wahrhaft majestatischer Pracht und Dummheit prangende königliche Familie Karls IV. Und

Fragonards Rokokoidyllen lehren uns ebensoviel über das 17. Jahrhundert, wie die Blätter der Kollwitz, über den schlesischen Weberaufstand, für alle Zeiten den aufkommenden Kapitalismus brandmarken. Wogegen Chardin wiederum nur einen Weinkrug und einen Laib Brot zu malen brauchte, um jedem aufmerksamen Beschauer das beglückende Gefühl vom Segen der Erde lebendig zu machen. So wie auch Sartres ins Grundlose hinab lotender Nihilismus eben doch nur eines der wahren Spiegelbilder unserer Zeit ist, in dem die Eiterbeulen der Naziverseuchung ans Tageslicht gebracht werden. Damit ist auch schon eine Funktion der Kunst klargestellt.

Es bleibt noch die Frage nach ihrer Notwendigkeit. Die Kunst ist vielleicht zum Leben, auch zum glücklichen Leben, nicht unbedingt erforderlich. Aber sicher ist, daß der Kunstgenuß zu den tiefsten und reinsten Freuden dieses Daseins gehört. Wer einen wirklichen Kontakt zur Kunst besitzt, besitzt einen unverlierbaren Reichtum für Geist, Gemüt und Phantasie. Aber wie dahin gelangen? Das Bildungsprivileg des Bürgertums besteht aus hundert und tausend Dingen, von denen der Arbeiter, der kleine Angestellte auch dann nichts weiß und nichts genießt, wenn er in der sozialen Stufenleiter bereits bis zum Einfamilienhaus und bis zum Bildungsausschuß emporgeklettert ist. Gewiß beruht auch dieses Bildungsprivileg des Bürgertums in vielem auf bloßem Schein. Und gerade die organisierten Arbeiter haben manches an Echtheit der Kultur sogar voraus. Das, was man gemeinhin als «bürgerliche Kultur» zu bezeichnen pflegt, ist vom Gelde her tief angefressen. Man braucht dabei nur an die Malerei zu denken. Bilder werden bloß zu einem kleinen Teil nach ihrem künstlerischen Wert gehandelt. In erster Linie entscheidet der Verkaufswert des dahinterstehenden Namens. Der Unterschied im Verhältnis zwischen Volk und Kunst im Mittelalter und in der heutigen kapitalistisch-bürgerlichen Epoche wurde oben bereits angedeutet. Meier-Graefes klassische Definition besteht auch heute noch zu Recht: «Früher allein, als sich kein eigentliches Besitzrecht mit der Kunst verknüpfte, kam das Verhältnis des Laien zu ihr einem sozialen Ideal nahe. Sie war für alle, da sie niemandem gehörte. Sie stand über der Gier des Einzelnen, war ein höchst kommunistisches Zeichen in einer Zeit, die im übrigen gar weit von dem Sozialismus unserer Tage entfernt war. Heute ist sie gerade ein Ausdruck unserer furchtbaren Klassenunterschiede geworden, vielleicht der krasseste, vielleicht der tiefste... Es wurde ein Luxusgenuß daraus und der raffiniertesten einer. Man muß nicht nur sehr viel Geld haben, um sich Kunst zu kaufen, sondern ein Ausnahmemensch sein, mit ganz besonderen Sinnen begabt, um sie zu genießen. Sie ist nur für wenige da, und diese Wenigen brauchen im übrigen durchaus nicht zu denen zu gehören, an deren Zucht-

wahl der Allgemeinheit gelegen ist... Eine Statistik, die nachweisen würde, in wie wenig Händen sich die enormen heutigen Kunstvermögen befinden, würde Aufsehen erregen. Ein großer Londoner Händler, dessen Jahresumsatz nach Millionen zählt, gestand mir einmal, daß er nur drei Kunden besitze. „Und wenn diese ableben?“ fragte ich. – „Dann“, erwiderte er und strich sich das Bäuchlein, „setze ich mich zur Ruhe.“ Durand Ruel in Paris hat eine Menge berühmter Impressionistenbilder drei-, viermal besessen zu etappenweisen Preisunterschieden von jedesmal 1000 Prozent, und die Käufer sind sehr oft dieselben gewesen. Diese Verhältnisse beschränken die ästhetische Verwertung auf ein Minimum. Die Bilder werden zu Wertobjekten, die wie Papiere verschlossen gehalten werden.»

Halten wir dem ein entgegengesetztes Beispiel gegenüber, das zeigt, wohin wir schon heute kommen können, wenn unser Einfluß zunimmt: Unter der sozialdemokratischen Regierung in Schweden wurden die dortigen Volksbibliotheken mit großem Kostenaufwand verbessert und neu organisiert und daraufhin *der gesamte Bücherbestand dem Leserpublikum zur freien Verfügung gestellt*. Die Stadtbibliothek von Stockholm verfügt allein über einen Jahreskredit von 2 Millionen Kronen! Verglichen mit dieser sozialdemokratischen Kulturpolitik nehmen sich die eidgenössischen Kultukredite, die erst noch Jahr für Jahr dem Budget einzeln mühsam abgerungen werden müssen, doppelt schäbig aus. Ein systematischer Feldzug auf diesem Gebiete ist fällig geworden. Es ist durchaus möglich, bei etwas besonderer Anstrengung und Konzentration für diese Sache, hier schon im heutigen Zeitpunkt etwas zu erreichen. Es genügt nämlich nicht, wie wir alle wissen, daß das Beethoven-Konzert auch billige Plätze zur Verfügung hat, damit der kleine Mann zur Musik kommt. «An Kunst muß man gewöhnt sein, um sie genießen zu können», sagt eine alte Erfahrung.

Wie oft wird geseufzt und gewettet über den uferlosen Kitsch an «kompletten Schlafzimmern» und andern Greueln dieser Art in Arbeiterwohnungen. Aber wie wenig Kinder genießen bis heute auch nur das Privileg, in geschmackvollen Wohnräumen aufgewachsen zu können? Wie viele haben dagegen ihre Jugend in Wohnungen verbracht, in denen es weder Wohnzimmer noch Eßzimmer gab, wo man vielmehr froh war, wenn immer ein Dach und genügend Betten da gewesen sind. Von welcher erstrebenswerten Pracht und Schönheit muß ihnen da ein Heim mit komplettem Schlafzimmer und poliertem Büfett erscheinen!

Nun haben wir wirklich fast überall Sammlungen und Museen, wo sich jedermann «an Kunst gewöhnen» könnte. Welche Schätze sind da auch in kleineren Städten vorhanden. Denken wir nur an das Juwel, das in Schaff-

hausen das Museum Allerheiligen darstellt; Luzern hat eine herrliche kleine Sammlung moderner Franzosen; Neuenburg versetzt uns mit Calame in die Naturanschauung der Romantik; in Lugano finden wir geistvolle Bildnisse aus dem Sturm und Drang des italienischen Risorgimento; in Solothurn die weite, farbenglühende Welt Buchsers. Mit solchen Beispielen ließen sich Seiten füllen, vom Kunstgut der größeren Städte gar nicht zu sprechen. Aber alle diese Schätze sind in der Regel nur gegen teures Eintrittsgeld zu sehen und außer an Sonntagen niemals offen, wenn der kleine Mann und der Schüler ihre Freizeit haben. So wird die große Masse der Bevölkerung in diesen Sammlungen und Museen niemals heimisch, traut sich höchstens alle Jahre einmal hinein und bleibt darin ein Fremder, der sich nur oberflächlich auskennt. Warum konnte man von der Kunst der Kathedralen sagen, daß sie «allen» gehörte? Warum war dort die Kunst «allen» vertraut? Die Voraussetzung zu dieser Vertrautheit, zu dieser seelischen Beziehung, ist zweifellos auch darin gelegen, daß diese Kathedralen damals und heute immer für jeden offen gewesen sind.

Gewiß hat man auch bei uns angefangen, hie und da unentgeltliche abendliche Führungen durch unsere Museen und Kunstsammlungen zu machen. Gerade ihr Erfolg beweist, daß hier ein Bedürfnis besteht. Aber es braucht mehr als solche gelegentlichen Vorstellungen. Unsere Behörden würden eine kulturelle Tat ersten Ranges begehen, wenn sie, ähnlich wie dies in England und Amerika seit langem möglich ist, alle Museen und Kunstsammlungen ohne Eintrittsgeld zu allen Stunden öffnen würden, in denen die Masse aller Durchschnittsbürger ihre tägliche Freizeit hat. Sicher wäre damit die viel beklagte Kluft zwischen Volk und Kunst und Volk und Künstlern nicht mit einem Schlag überbrückt. Aber langsam würde der kleine Mann lernen, *diese offene Tür zu benützen*. Und was ihn keine Kunstsachverständigen mit ihrer labyrinthischen Sprache lehren könnten, das lernte er dann vielleicht vor einem Kunstwerk selber. Denn hie und da würde der Arbeiter, die Verkäuferin, der Bürolist, der Lehrling über Mittag, statt anderswo herumzusitzen, eine stille Bank in einem Bildersaal aufsuchen und dort im Schauen und Nachdenken die Alltäglichkeit seines Daseins abstreifen und vergessen können. Er würde entdecken, daß Bilder Freunde sein können, mit denen sich Zweisprache halten läßt, wie man sie vielleicht sonst mit niemandem halten kann. Aus Museumsstücken müßten auf diese Weise Bilder werden, welche die junge und die ältere Bevölkerung zu ihrem vertrauten Besitze rechnet, unter dem sie ihre Wahlverwandtschaften, ihre Lieblinge und Heiligtümer hat. Auf diese zwanglose und natürliche Weise, die keinerlei Kosten verursachen dürfte, es sei denn, sie würde beispielsweise nicht mehr als eine Tramfahrt kosten, wäre

allen denen, für die Kunst zu teuer ist zu kaufen, eine Möglichkeit gegeben, sich an Kunst zu gewöhnen und damit zu ihrem Genusse zu kommen.

Ist das wichtig? Das fragen immer die gleichen Leute. Die Leute nämlich, die es auch nicht wichtig finden, daß Arbeiter und Angestellte Feste feiern oder Ferien und Reisen machen können. Uns freilich ist das alles wichtig. Selbst wenn es viel größere Kunstkredite erfordert, als die reiche und kriegsverschonte Schweiz bis heute aufgewendet hat. Selbst wenn noch viel härtere parlamentarische Gefechte darum gefochten werden müssen. Und selbst wenn Gewerkschaften und Partei sogar einmal eine Sonderaktion in einer solchen Sache unternehmen müßten.

Die offene Tür zum Kulturgut unseres Landes mangelt uns Schweizern besonders. Mehr noch als unsere übrigen Zeitgenossen opfern wir dem Nützlichkeitswahn. Schon dem Kinde und erst recht dem jungen Menschen wird bei uns unentwegt eingehämmert, Gedanken, Zeit und Geld auf das rein Praktische und Nützliche zu richten und möglichst alles als falsch und schädlich zu meiden, das nicht direkt und unfehlbar einem baldigen Broterwerb und einer sicheren Existenz dient. Alles, was Phantasie, Schönheitsgefühl und Durst nach Freude und innerem seelischem Wachstum dem Kinde und dem ganz jungen Menschen noch eingeben, das muß später in diesem grauen zwangsvollen Einerlei des Broterwerbs langsam verkümmern. Und während das eigene Haar schon schüttet wird und die Kraft der Seele von zwanzig und dreißig Jahren Existenzkampf matt und glanzlos geworden ist, fangen wir auch schon selber an, die nächste Generation zum gleichen ängstlichen Nützlichkeitswahn zu dressieren. So konservieren wir uns den berühmten Holzboden, auf dem die Kunst bei uns bekanntlich wachsen soll.

Wie wäre es, wenn wir unsere sämtlichen Holzböden einmal ausrissen und die Tür zum nutzlosen Schönen öffnen würden?